

Diese Manuskriptfassung ist konform mit dem abgedruckten Text in der FAZ vom 31.05.2017

Der Lesesaal ist ein Tor zur Welt

Wenn Schriften digital verfügbar werden, müssen sich Bibliotheken Gedanken über ihre besondere Aufgabe machen. Neu erfinden müssen sie sich nicht.

Heute ist der Auftrag der Bibliotheken umstritten. Die deutschen Verleger, unterstützt vom Börsenverein, beäugen mit Argwohn die Orientierung an digitalen Textformen, die sich vor allem in wissenschaftlichen Bibliotheken durchsetzt. Liebhaber des gedruckten Buches beklagen den mit E-Books und Online-Plattformen einhergehenden Kulturbruch. Er erscheint Ihnen als willkürliche Abwendung von der historischen Buchform. In Frankfurt am Main demonstrierten unlängst vor dem Lesesaal der Deutschen Nationalbibliothek Leser für das Recht auf gedruckte Bücher anstelle digitaler Texte. Was sollen die Bibliotheken tun? Das Alte bewahren oder das Neue durchsetzen?

Einfach gesagt: Beides, so schwierig das in der Praxis ist. Das Hauptproblem in der Wahrnehmung von Bibliotheken ist heute, dass ihre Funktionen verengt werden. Sie werden als Textspeicher betrachtet und nicht als Vermittlungseinrichtungen erkannt. Dabei belehrt schon ein Blick zurück ins 19. Jahrhundert, dass Bibliotheken als öffentlich gestützte Einrichtungen beide Aufgaben übernahmen, sowohl die Schriftkultur zu bewahren wie auch sie möglichst umfangreich zur Verfügung zu stellen. Moderne Bibliotheken sind seit dieser Zeit Einrichtungen, die auf Nachfrage reagieren. Dabei existiert eine Spannweite der Leselust und -not, die bis heute unterschiedliche bibliothekarische Dienstleistungen auslöst. Lesen war immer schon eine Aktivität mit vielfältigen Voraussetzungen. Dass Leser vor der Bibliothek protestieren, führt den Umstand vor Augen, dass Bibliotheken eben für sie errichtet wurden. Daran zu erinnern, tut not.

Die gegenwärtige Aufregung um das Medium Buch leidet oft darunter, zu viele Phänomene der Textkultur unserer Tage über einen Leisten zu schlagen. Lautstark wird der Verdacht geäußert, Bibliotheken seien den globalen Anbietern digitaler Texte hörig. Diese Befürchtung zieht auch aus einigen Statements Nahrung, wie dem des Direktors der Bibliothek der ETH Zürich, Rafael Ball, der Anfang 2016 seiner Begeisterung für online zugängliche Texte überschwänglich Ausdruck verlieh und einigermaßen unvorsichtig gleich das Ende der Bibliotheken imaginierte. Nicht weniger einseitig wurde wenig später die heile Welt der Buchlesenden bei der Feier von 325 Jahren Herzogin Anna Amalia-Bibliothek in Weimar vorgeführt, als von allen Festrednern die stillen Freuden eines Spaziergangs am Bücherregal entlang beschworen wurden.

Ein differenzierter Blick auf Bibliotheken ist gefordert. Seit dem neunzehnten Jahrhundert gibt es in den industriell entwickelten Gesellschaften drei Bibliothekstypen: die nationalen oder Landesbibliotheken mit einem undifferenzierten Sammelauftrag, die wissenschaftlichen und die öffentlichen Bibliotheken mit einem auf die Leserschaft bezogenen Dienstleistungsauftrag, den sie für zwei unterschiedliche Leserkreise unterschiedlich erfüllen. Hinzu kommen die sonstigen Bibliotheken, historisch gewachsen und vielfältig ausgerichtet, die in unterschiedlicher Trägerschaft und mit variabler Zweckbindung existieren. Es steht zu vermuten, dass sich der kulturelle Reichtum eines Landes direkt an diesem vierten Typ erkennen lässt.

Interessant für die gegenwärtige Diskussion sind allerdings vor allem die Bibliotheken mit einem Auftrag aus der Leserschaft, also die wissenschaftlichen und die öffentlichen. Gegründet und stark gewachsen im neunzehnten Jahrhundert bedienen sie ihre Klientel nach deren Bedürfnissen und verstehen sich auch so. In den öffentlichen Bibliotheken wird das Literaturangebot (übrigens auch heute noch hauptsächlich gedruckt) Jahr für Jahr neu konfiguriert und so gut wie nicht gesammelt. In den wissenschaftlichen Bibliotheken werden Althistoriker, Sinologen, Politologen, Biologen oder Mediziner höchst unterschiedlich bedient. Das ist angesichts einer sich stark wandelnden Verlagslandschaft, die selber unter Globalisierungsdruck steht, kein einfaches Geschäft. Kataloge werden zu Suchmaschinen, der Bestand wird virtuell erweitert und eher nutzungsabhängig gebildet als vorsorglich aufgebaut. Die Lieferung von Texten wird auf den verschiedenen digitalen Wegen (Dokumentenlieferdienste, Onlinelizenzen, Open Access-Angebote) immer stärker beschleunigt.

Eins ist bei allen Bibliotheken gleich: Das Lesen selbst findet in den Köpfen der Leserschaft statt; es braucht Zeit und Raum. Auch dafür bietet das neunzehnte Jahrhundert eine gute Anschauung. Als die modernen Bibliotheken entstanden, trugen ihre Architekten nicht nur dem Bedürfnis nach Unterbringung der rasch anwachsenden Literatur Rechnung, sondern auch dem Bedürfnis nach intensiver Benutzung. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurden alle modernen Bibliotheken mit Lesesälen ausgestattet. Die ersten großen Lesesaalbibliotheken sind St. Geneviève in Paris (1850), das British Museum (1857, heute British Library) und die Bibliothèque royale in Paris (1868, heute Bibliothèque Nationale). Mit den Lesesälen zogen Garderoben, Toiletten und Heizungsanlagen in die Bibliotheksgebäude ein, deren Logistik zuvor vor allem das Magazinmanagement umfasste. Bibliotheken seien dazu da, einen "öffentlichen Zugang" zur Welt des Wissens zu geben, schrieb Edward Edwards 1859. Seine zweitausend Seiten dicke Studie zur weltweiten Bibliothekslandschaft ist ein eindrucksvolles Plädoyer für die von der Benutzung her gedachte moderne Bibliothek.

Edwards war zeitweise selbst als Bibliothekar beschäftigt, er gehört einer Zeit noch vor der Professionalisierung des Bibliothekswesens an. Sein Buch „Memoirs of libraries“ bietet eine Bestandsaufnahme der Bibliothekssituation zu dem Zeitpunkt, als man durch planmäßig eingebaute Lesesäle die Aufgaben der Bibliothekare neu bestimmte: Sie waren jetzt auch Lieferanten für Benutzer und Instrumente für Lesesaalbesucher. Die kreisförmige Anlage des Lesesaals im British Museum, wo Karl Marx sein *Kapital* verfassen sollte, war durchaus zur besseren Aufsicht über die Benutzer gedacht. Luft und Licht für alle dort Tätigen lieferte die Kuppel, die einerseits an das Pantheon in Rom erinnerte, andererseits schädliche Dünste (Rauch und Hitze der Lampen, Feuchtigkeit der Atemluft) neutralisieren helfen sollte. Die unerträglichen Bedingungen in den kleinen Leseräumen des British Museum waren unmittelbarer Anlass für den Neubau, denn von "faulen Gerüchen" und "Museumsfliegen" hatte man genug.

Die moderne Bibliothek katalogisierte die Bücher nach Regeln und disziplinierte zugleich die Leser nach Regeln. Man debattierte die Freiheiten der Leserschaft auch an kuriosen Details, wie kurz nach 1900 am Lesesaalstuhl. Aus England wurde ein Modell mit eingebauter Hutablage und Regenschirmhalterung vorgeschlagen; schwedische Autoren fanden das Möbel gut, deutsche lehnten es kategorisch ab. Soll man wirklich jemanden ins innere Heiligtum einer Bibliothek führen und in Kontakt mit Büchern bringen, der noch nicht einmal Hut und Schirm abge-

legt hatte? Lesesaalordnungen beschäftigen sich seitdem immer auch mit Regeln des angemessenen Verhaltens von "Lesern", also von im Lesesaal Arbeitenden. Und lange Zeit war es Usus, von den Nutzern eine Entkleidung zu verlangen. Sie sollten sich durch das Ablegen all dessen, was nicht unbedingt nötig war, bereit machen für das stille Lesen und Schreiben.

Heute sind die "library rules" entspannter, vielerorts gibt es keine Eingangskontrolle mehr, Räume zum mündlichen Austausch erlauben auch das Gespräch. Das Lesen und Schreiben geschieht nach den Vorstellungen derer, die lesen und schreiben, und nicht nach denen der Bibliothekare. Deren Misstrauen gegenüber den "Eindringlingen" in ihr Reich war allezeit groß. Und doch hätten sie schon bei Edwards lernen können, dass praktisch keine Gefahr bestand. Edwards ließ 1849 über das Britische Foreign Office etwa hundert Anfragen an Bibliotheken in über zwanzig Länder senden und wertete die Antworten 1852 aus. Auf die Frage, welche Erfahrungen man mit Lesern gemacht habe, lautete die einhellige Antwort: nur gute! Bei der Nachfrage, ob beispielsweise entlehene Werke beschädigt oder verlustig gegangen seien, wurde aus allen Ecken der Welt gemeldet: Die Nutzung ist im Großen und Ganzen unproblematisch. "Freie Zugänglichkeit" sei geübte Praxis bei den Bibliotheken, resümiert Edwards optimistisch.

Die bibliothekarische Vermittlungsaufgabe blieb akut und ist es noch heute. Größerer Ausstoß und vermehrte Zirkulation an Literatur haben seit dem neunzehnten Jahrhundert dafür gesorgt, dass immer mehr und immer größere Bibliotheken, auch immer größere Lesebereiche errichtet wurden. Noch heute sind Arbeitsplätze in Bibliotheken weltweit stark nachgefragt. Welche andere Kultureinrichtung kennt so lange Öffnungszeiten wie Bibliotheken, bis hin zum 24-Stunden-Betrieb? Orte wie Bibliotheken, wo Konzentration und Kommunikation zugleich (wenn auch nicht zeitgleich) möglich sind, werden in einer auf effektive Raumausnutzung orientierten Welt immer seltener.

Die doppelte Aufgabe der dienstleistungsorientierten wissenschaftlichen Bibliotheken besteht noch heute: Bestände sowohl für die Nutzung wie auch als Kulturgut zu qualifizieren, also zu betreuen, zu verwahren und bestmöglich zugänglich zu machen. Das bringt im digitalen Zeitalter zusätzliche Arbeit – manche meinen, auch große Gefahren. Tatsächlich zirkulieren derzeit in Bibliothekskreisen Konzepte zur Reduktion der Altbestände im nationalen Maßstab, als ob Bibliotheken in der Hauptsache Bucharchive wären und das eine Last darstellte. Der Medienwandel in der Textkultur wird als Angriff auf die Institution Bibliothek begriffen. Und natürlich verändern sich die Herausforderungen für das Arbeiten in Bibliotheken – im und außerhalb des Lesesaals. Die bibliothekarische Logistik betrifft aber seit dem neunzehnten Jahrhundert eben nicht nur die Magazine und das Buchbestandsmanagement, sondern auch die Vermittlung des veröffentlichten Wissens mit der allgemeinen und der professionellen Neugier. Moderne Bibliotheken schaffen Zugang und verbessern ihn. Und sie tun das idealerweise im Sinne der Nutzerinnen und Nutzer, deren Interesse und Bedarf die Bibliotheken überhaupt am Leben hält.

Ulrich Johannes Schneider